Bismarck aus Haß gegen Caprivi gehandelt habe, sei um so unhaltbarer, als Bismarck in Letzterem nicht den geistigen Urheber der Absage an Rußland im Jahre 1890 erblicke. Das Blatt schließt, damit erledige es sich auch, wenn jetzt in antibismarckschen Organen gegenüber den Veröffentlichungen der „Hamburger Nachrichten" und der „Neuen Freien Presse" gesagt werde, daß zur Zeit Caprivi's ähnliche Artikel als berechtigte Warnungen, das Verhältniß zu Rußland sich nicht ohne Noth verschlechtern zu lassen, aufzufassen sein möchten, daß es aber dem Fürsten Hohenlohe gegenüber derartiger Mahnungen nicht bedürfe."

Und aus Rom wird berichtet:

Die „Opinione" sagt in einer Besprechung der „Enthüllungen" der „Hamburger Nachrichten": „Indem Deutschland ein Abkommen mit Rußland abzuschließen strebte (wie man versichert, daß es gethan hat), war es für seine eigenen Ziele und seine eigene Sicherheit thätig, wodurch nicht ausgeschlossen ist, daß es auch dem Dreibunde einen Dienst erwies, indem es die Kriegsgefahr immer mehr entfernte. Wir haben daher keinen Anlaß, uns über die „Enthüllungen" zu beklagen, da der Dreibund vor Allem den Frieden bezweckte und bezweckt, und ihn um so besser sichert, je herzlicher die Beziehungen der verbündeten Staaten zu anderen Mächten sind. Die Mittheilungen der „Hamburger Nachrichten" und die daran anschließende Polemik bilden zugleich einen leuchtenden Beweis nicht allein der inneren Vortrefflichkeit, sondern auch der Loyalität der von dem Ministerpräsidenten di Rudinì beständig verfolgten auswärtigen Politik. Jene Mittheilungen beweisen, daß die gegenwärtige Regierung Italiens nicht Unrecht hatte und nicht Unrecht hat, indem sie die Beziehungen Italiens zu Frankreich und Rußland zu bessern strebt. Indem sie so handelt, that sie nicht mehr und nicht weniger, als was Deutschland und Oesterreich gethan haben, wie es der durchaus friedliche Charakter des Dreibundes erheischt." Der Abgeordnete Torracca spricht sich im „Corriere della Sera" über die Bismarck-Enthüllungen aus und nimmt den Fürsten Bismarck gegen den Vorwurf des Doppelspiels in Schutz. Die Abmachung mit Rußland sei dem Geiste des Dreibund-Vertrages nicht entgegen gewesen. Auffallend unklar sei, weshalb Caprivi, das heißt der Kaiser, die russische Politik Bismarck's geändert und so das Entstehen des Zweibundes ermöglicht habe. Italien sei unter Bismarck von wenig Bedeutung im Dreibund gewesen; nach Schaffung des Zweibundes aber bilde es ein wesentliches Moment gebendes Element. Der Artikel ist bedeutsam, weil Torracca als Sprachrohr der Regierung gilt.

Hiernach zu schließen, würde es der deutschen Regierung nicht allzu schwer fallen, die Zustimmung Oesterreich-Ungarns und Italiens zu einer Erneuerung des deutsch-russischen Rückversicherungs-Vertrages zu erlangen oder gar beide Mächte einer ähnlichen Abmachung des ganzen Dreibundes mit Rußland günstig zu stimmen. Gelänge das, so würden diejenigen Stellen, deren Sprachrohr der „Reichsanzeiger" ist, wenigstens im Stillen dem Fürsten Bismarck dankbar dafür sein, daß er über den rechten Zeitpunct der Enthüllung anderer Meinung als sie gewesen ist. Aber auch wenn eine Erneuerung des Assecuranzabkommens durch die Pariser Zarentage zur Unmöglichkeit geworden sein sollte, liegt vielleicht die Zeit nicht mehr fern, in der die Vertreter der verbündeten Regierungen aus den Enthüllungen ihre wichtigsten Argumente ableiten. Die „Nat.-Ztg." schreibt nämlich heute:

„Vor einigen Tagen machte ein militairischer Mitarbeiter des Pariser „Figaro" beiläufig die Bemerkung, die Stunde sei nicht mehr ferne, da der Minister genöthigt sein wird, 200 Millionen für die Umgestaltung des Artillerie-Materials in Anspruch zu nehmen; es würde zu nichts führen, sich über solche Forderungen zu beklagen; der „bewaffnete Friede" sei nur um diesen Preis zu haben. Man hat aus dieser Aeußerung geschlossen, daß die Herstellung von Schnellfeuergeschützen für die französische Artillerie bereits im Gange sei. Ob dem so ist, wissen wir nicht, aber wir haben Grund zu der Annahme, daß auf deutscher Seite alle Vorbereitungen getroffen sind, um, falls von Frankreich aus den europäischen Völkern diese neue Last aufgenöthigt wird, uns wenigstens den rechtzeitigen militairischen Vortheil derselben zu sichern."

Der rechtzeitige militairische Vortheil aus der neuen Last wird sich für Deutschland nicht ohne erhebliche Kosten ziehen lassen. Und wenn die Bewilligung dieser Kosten verlangt wird, wird man nicht umhin können, darauf hinzuweisen, daß wir im Falle eines Angriffs von französischer Seite eine für uns wohlwollende Neutralität Rußlands nicht mehr zu fordern, sondern vielleicht mit einer solchen Neutralität Rußlands für Frankreich zu rechnen haben. Dann entringt sich vielleicht dem Munde eines Bundesrathsmitgliedes das Eingeständniß, daß der „Alte im Sachsenwalde" sehr klug und vorausschauend war, als er es für angezeigt hielt, ein „strengstes Staatsgeheimniß" dem Staube der Archive ebenso zu entreißen, wie Graf Caprivi seiner Zeit die „Emser Depesche" diesem Staube entriß.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 2. November.

Im Reichstagswahlkreise **Brandenburg-Westhavelland** stehen sich nach der Ersatzwahl, deren Resultat bereits mitgetheilt worden ist, die drei mit einander ringenden Parteien ziemlich in derselben Stärke gegenüber wie 1893. Die Freisinnigen haben um einige 600 Stimmen zugenommen, darin sind aber die 300 ultramontanen Stimmen enthalten, die 1893 für einen eigenen Candidaten abgegeben waren. Trotzdem sind die Freisinnigen die Schwächsten geblieben und haben jetzt in der Stichwahl zwischen dem Socialdemokraten und dem Conservativen zu entscheiden. Wenn der Kampf gegen die Socialdemokratie, den die Freisinnigen im Kreise ganz tapfer geführt haben, ernst gemeint sein sollte, und wenn die Freisinnigen selbst sich die Anwartschaft auf spätere Unterstützung durch die Conservativen erhalten wollen, müssen sie zur Stichwahl wie ein Mann gegen die Socialdemokratie Stellung nehmen. Die Aussicht des Conservativen, der jetzt als Candidat aller bürgerlichen Parteien gelten muß, sind gar nicht ungünstige. Er hat schon im ersten Wahlgang hundert Stimmen mehr, als im Jahre 1893 die Mittelparteien für Wiesike und die Antisemiten für v. Bercke zusammengenommen abgegeben hatten. Der Socialdemokrat hat auch nur 100 Stimmen mehr. Also die Parteiverhältnisse sind trotz aller Durchwühlung des Kreises ungefähr dieselben, wie vorher, nur daß wohl einige hundert Nationalliberale diesmal, da sie nicht für einen eigenen Candidaten eintreten konnten, sich lieber nach links als nach rechts gewendet haben. Zur Stichwahl ist nun aber auch die Erwartung gerechtfertigt, daß die bürgerlichen Parteien ihrer Zusammengehörigkeit sich bewußt werden und den Kreis immer noch einmal behaupten.

Mit dem **Cardinal Fürsten Hohenlohe**, dem jüngeren Bruder des deutschen Reichskanzlers, ist als dreiundsiebzigjähriger Mann ein Kirchenfürst dahingegangen, der auch im Cardinalspurpur niemals aufgehört hat, sich zu deutschem Empfinden und zu deutscher Gesinnung zu bekennen. Fürst Hohenlohe war einer der ältesten Cardinäle, da er den Purpur schon dreißig Jahre trug; er ist am 22. Juni 1866 Cardinal geworden. Ehemals hat er eine, wenn auch nicht geräuschvolle, so doch einflußreiche Rolle gespielt und schien zu noch höheren Geschicken berufen. Aber dahin kam es nicht. Die römische Kirche kann an ihrer Spitze keinen Deutschen brauchen, zumal wenn er noch, seiner hohen wissenschaftlichen Bildung wegen, im Geruche des Liberalismus steht. Gustav Adolf zu Hohenlohe-Schillingsfürst wurde zu Rotenburg an der Fulda am 26. Februar 1823 geboren, studirte auf den Gymnasien zu Ansbach und Erfurt und besuchte dann die Universität Bonn, wo er die Rechte studirte. Hierauf wandte er sich dem Studium der Theologie zu und besuchte zu diesem Zwecke die Universitäten Breslau und München. Im Herbst 1845 ging er nach Rom; dort trat er in die Academia ecclesiastica, eine höhere theologische Lehranstalt, ein. Als Pius IX. vor der Revolution nach Gaëta flüchtete, folgte ihm der Prinz, und dort, in Gaëta, wurde er auch zum Priester geweiht. Pius IX. ernannte ihn zu seinem Geheimkämmerer und später zu seinem Almosenier; ebenso ernannte er ihn zum Bischof von Ecessa in partibus. In diesen Stellungen blieb er bis zu seiner Ernennung zum Cardinal. Als Pius IX. mit Unterstützung der Jesuiten immer offener die Proclamirung des Unfehlbarkeitsdogmas betrieb, war Cardinal Hohenlohe unter den Gegnern und suchte im Verein mit den Bischöfen und Theologen Deutschlands die Proclamirung zu hintertreiben. Sein Bruder war damals Ministerpräsident in Bayern und suchte als solcher die Mächte zu einer entschiedenen Stellungnahme gegen das Unternehmen des Papstes zu bestimmen. Es war vergebens; theils hatten die Regierungen andere politische Sorgen, theils hielten sie des Papstes Plan für ungefährlich, theils mochten sie um theologische Streitfragen sich nicht kümmern. Am 18. Juli 1870 wurde die Unfehlbarkeit proclamirt; den Tag darauf erklärte Frankreich an Deutschland den Krieg, und zwei Monate später brach vor den in Rom einmarschirenden Italienern die weltliche Herrschaft des Papstes zusammen. Cardinal Hohenlohe nahm jetzt Urlaub vom Papste und ging nach Deutschland, wo sich inzwischen der Culturkampf vorbereitete. Fürst Bismarck hatte im Jahre 1872 die Absicht, eine deutsche Botschaft beim Vatican zu errichten, und zum Botschafter hatte er den Cardinal Hohenlohe ersehen; aber der Plan scheiterte am Widerstand des Papstes, der wohl gern eine deutsche Botschaft gehabt hätte, aber von dem bei den Unfehlbarkeitsgläubigen als Ketzer verschrienen Hohenlohe als Botschafter nichts wissen wollte. Zur Strafe bob Fürst Bismarck 1874 auch die preußische Gesandtschaft beim Papste auf, erst 1882 ging Herr v. Schlözer als außerordentlicher preußischer Gesandter nach Rom, um die Culturkampf-Gesetzgebung abbrechen zu helfen. Kurze Zeit vor dem Tode Pius' IX. kehrte Cardinal Hohenlohe nach Rom zurück; der neue Papst Leo XIII. ernannte den Cardinal 1879 zum Bischof von Albano. Im Jahre 1884 verzichtete Hohenlohe auf seinen Bischofssitz. Er blieb Erzpriester bei Santa Maria Maggiore. Unter Leo XIII. hat der Cardinal vorübergehend nicht unbedeutenden Einfluß geübt. Der Culturkampf ging zu Ende, die Beziehungen zwischen dem Vatican und der Berliner Regierung besserten sich, Leo XIII. ließ sich zeitweilig zu einem tolerari potest herbei und rang friedlich mit dem gewaltigen deutschen Gegner, den er, selbst ein staatsmännisches Genie, fast liebreich bewunderte, um jeden einzelnen Stein bei der Abräumung der Mai-Gesetze. In jenen Tagen, als dem Papst Leo das Schiedsrichter-Amt in der Carolinen-Frage übertragen und dem Fürsten Bismarck der höchste päpstliche Orden verliehen wurde, und noch später, als der Papst der deutschen Centrumspartei auftrug, für das Septennat zu stimmen, schien zwischen Berlin und der römischen Curie Alles zum Besten bestellt zu sein, und damals stand Cardinal Hohenlohe auf der Höhe seines Einflusses. Nur währte es nicht lange, bis nach dem Tode des Cardinal-Staatssecretairs Jacobini die jesuitischen Intransigenten wieder die Oberhand bekamen und in der Person des Cardinals Rampolla ein fanatisches Werkzeug jener universalistischen Richtung der curialen Tradition fanden, welche über die speciellen kirchlichen Fragen hinaus einen Antheil an der internationalen Politik reclamirt. Die Abschwenkung zu den Mächten des Zweibundes, die päpstliche Anerkennung der republikanischen Staatsform in Frankreich, die Auslieferung der Polen an Rußland waren das Werk des wiederhergestellten jesuitischen Uebergewichts. Seitdem war die politische Rolle des Cardinals Hohenlohe ausgespielt.

Das Thema, der **Anschluß Schweden-Norwegens an den Dreibund** wurde kürzlich in der deutschen Zeitung „Die Welt" in Form einer Correspondenz aus Christiania des Längeren erörtert und dieser Anschluß als nahe bevorstehend bezeichnet. Die Stockholmer Presse hat sich darüber heftig alarmiren lassen und ein Blatt brachte sogar die Mittheilung, daß seine Redaction sich direct an das Ministerium mit der Anfrage gewendet, ob ein Dementi der „Welt"-Correspondenz erfolgen werde oder nicht, und daß sie eine verneinende Antwort erhalten habe, worüber das genannte Blatt in starken Worten seiner Unzufriedenheit Ausdruck gab, da es doch von großer Bedeutung sei, die deutsche Reichsregierung über die Unrichtigkeiten der Correspondenz und den wahren Sachverhalt aufzuklären. Jetzt bringt das „Dagblad" zur Sache einen längeren Aufsatz, der den Anschein hat, die Meinung officieller Kreise wiederzugeben. Es wird darin gesagt, daß weder das Ministerium des Aeußeren noch die Regierung sich damit befassen könne, Angaben zu dementiren, deren Haltlosigkeit der deutschen Regierung ebenso bekannt seien wie der schwedischen. Höchstens könne das Ministerium die alten Versicherungen über die unabänderliche Friedensliebe und Neutralität Schwedens wiederholen, und eine solche Wiederholung würde gleich allen sogenannten banalen Wahrheiten gar kein Interesse erregen. Allianzverträge werden, um mit dem Fürsten Bismarck zu sprechen, nicht ohne ernste Gründe geschlossen und es bestehe kaum ein triftiger Grund für Deutschland, Schweden-Norwegen durch ein Bündniß gefährlicher Gefahr auszusetzen, in der es nur schwerlich im Stande sein werde, den beiden nordischen Ländern gegebenenfalls eine ausreichende Hilfe zu bringen, und eben so wenig bestehe für Schweden-Norwegen ein ernster Grund, die mit einer Allianz mit Deutschland verbundenen Verpflichtungen zu übernehmen. Auch bei den wärmsten Sympathien für die germanischen Stammesverwandten könne ein solcher Grund nicht erwartet werden. Den factisch leitenden Staatsmännern Deutschlands sei dieses Verhältniß zur Genüge bekannt und diese brauchten überhaupt nicht durch irgend welche Dementis aufgeklärt zu werden.

Der soeben zwischen **Japan** und **China** abgeschlossene **Handelsvertrag** dürfte den europäischen Mächten, auch Deutschland, für ihren Import in China wenn nicht sofort, so doch in einer nicht allzufernen Zukunft, unbequem werden. Ein hochgestellter japanischer Staatsmann hat schon zu der Zeit des bekannten Einschreitens von Frankreich, Deutschland und Rußland gegen den ursprünglichen chinesisch-japanischen Friedensvertrag zugestanden, daß für Japan nicht sowohl der Landerwerb, als der Export nach China von Wichtigkeit sei. Die Japaner könnten in ihrem gebirgigen Lande und bei dem starken Zuwachse der Bevölkerung nicht von den Erträgen des Landes leben, sondern müßten eine starke Entwickelung der Industrie anstreben, um einen Theil der Bevölkerung dadurch zu ernähren. Der japanische Staatsmann gab ferner zu, daß das gleiche Recht, das infolge der Meistbegünstigungsklausel andere Mächte bei allen Begünstigungen, die Japan von China zugestanden erhalten, erlangten, nur ein formelles sei, da Japan bei der Bedürfnißlosigkeit seiner Arbeiter und den dadurch möglichen äußerst geringen Lohnsätzen, bei der außerordentlichen Nähe zu dem chinesischen Festlande und bei dem Vorhandensein der Rohproducte im eigenen Lande vor allen anderen Exportländern einen Vorsprung habe. Wenn daher Japan jetzt das Recht erhalten hat, Fabriken in den Vertragshäfen zu errichten, so werden dadurch die Exportchancen der anderen Mächte, wenn sie auch infolge der Meistbegünstigungsclausel ebenfalls Fabriken errichten dürfen, herabgemindert. Zunächst dürfte die englische Baumwollenindustrie in Manchester und Bombay die unbequeme Concurrenz empfindlich verspüren; und je weiter die japanische Industrie fortschreitet, desto schwieriger wird es auch den anderen Exportstaaten werden, den Kampf mit der japanischen Concurrenz aufzunehmen.

Deutsches Reich.

* **Berlin**, 1. November. Das **Eisenbahnproject für unsere ostafrikanische Colonie** von der Küste nach dem Victoria-Njassa und Tanganjika-See wurde in der vorgestrigen Sitzung der Deutschen Colonial-Gesellschaft, Abtheilung Berlin-Charlottenburg, eingehend erörtert. Major v. Wissmann äußerte sich folgendermaßen: Der Babubau sei der einzige Weg, der sich rentiren könnte; für andere Wegebauten würden Millionen vergebens aufgewendet werden, denn Regengüsse und die riesige Vegetation ließen sie schnell verfallen. Das Ueberwuchern der letzteren würde durch die Locomotive verhindert. Das Bahnunternehmen sei die erste Bedingung für die spätere Colonisation. Es bringe die Einwanderer schnell über die ungesunde Küste in die besseren Plateaus. Der größte Uebelstand im Bahnbau sei dessen langsamer Fortgang. Das müsse anders werden. Was die Rentabilität der Bahn anbetreffe, so sei eine solche in der ersten Zeit nicht zu erwarten. Wir hätten noch gar nichts herunterzubringen. Für das Elfenbein genüge jährlich ein Zug, aber die Bahn werde eine Pionierbahn in dem Sinne sein, daß sie den Verkehr schaffen solle.

* **Berlin**, 1. November. Der **Generalstreik der Lithographen und Berufsgenossen** hat zu einem Monstreproceß geführt. Vor dem Berliner Gewerbegericht sind 141 Ausständige von 6 Firmen verklagt worden, weil sie ohne Kündigung die Arbeit niedergelegt haben. Die Klage stützt sich auf § 124b der Gewerbeordnung, sowie im Nachtrage auf Nichtinnehaltung der Arbeitsordnung. Die klagenden Firmen verlangen einen vollen ortsüblichen Wochenlohn von den Ausständigen als Entschädigung, und zwar unter Vorbehalt auf den Ueberrest des Verdienstes. Der ortsübliche Wochenlohn beträgt 16 ℳ 20 ₰. Der betreffende Passus der Arbeitsordnung lautet: „Im Falle der rechtswidrigen Auflösung des Arbeitsverhältnisses seitens des Arbeiters hat derselbe den Betrag seines Durchschnittslohnes pro Woche als Schadenersatz zu zahlen, ohne daß es des Nachweises eines Schadens bedarf. Dieser Betrag kann von dem etwa rückständigen Lohne gekürzt werden und fließt zur Geschäftscasse". In der Verhandlung vor dem Gewerbegericht geben die Beklagten zu, ohne Kündigung die Arbeit niedergelegt zu haben, auch den Arbeitsvertrag zu kennen. Der Vertreter der Arbeiter, Willarg, gleichzeitig Secretair der Gewerkschaftscommission, erhob jedoch formalen Protest gegen die Verhandlung des Nachtrages der Klage. Die Ausständigen hätten geglaubt, auf Grund des § 152 der Gewerbe-Ordnung, welcher die Coalitionsfreiheit zur Erlangung besserer Arbeitsverhältnisse event. auch durch Arbeitsniederlegung garantire, das Recht zu haben, zu streiken. Der Vertreter der Beklagten führte verschiedene Aeußerungen der Arbeitgeber an, aus denen die Arbeitnehmer einzelner Firmen entnommen hätten, aufhören zu dürfen. Eine Aufhebung der Klage zum späteren Eintritt in Einigungsverhandlungen lehnten die Arbeitnehmer vorläufig ab, weil sie die Angelegenheit principiell zum Austrag bringen wollen, eventuell wären die Arbeitgeber einverstanden. Der Proceß wurde daraufhin bis zur nächsten Sitzung vertagt.

— Das Armee-Verordnungsblatt veröffentlicht folgende Cabinetsordre vom 6. d. M.:

Auf den Mir gehaltenen Vortrag will Ich in Ansehung der bei dem Gericht der Kaiser Wilhelms-Akademie für das militairärztliche Bildungswesen gegen Personen des Soldatenstandes ergangenen militairgerichtlichen Erkenntnisse dem Kriegs-Minister das Bestätigungsrecht eines commandirenden Generals und dem Director des Allgemeinen Kriegs-Departements als Gerichtsherrn des bezeichneten Gerichts das Bestätigungsrecht eines Divisions-Commandeurs verleihen. Hiernach hat das Kriegs-Ministerium das Erforderliche zu veranlassen.

Hubertusstock, den 6. October 1896.

Wilhelm.

An das Kriegs-Ministerium. von Goßler.

— Im „Hamb. Corr." lesen wir: „Da der Gouverneur von Ostafrika Major v. Wissmann entschlossen ist, nicht auf seinen bisherigen Posten zurückzukehren, so ist man, wie formelles sei, da Japan bei der Bedürfnißlosigkeit seiner Arbeiter und den dadurch möglichen äußerst geringen Lohnsätzen, bei der außerordentlichen Nähe zu dem chinesischen Festlande und bei dem Vorhandensein der Rohproducte im eigenen Lande vor allen anderen Exportländern einen Vorsprung habe. Wenn daher Japan jetzt das Recht erhalten hat, Fabriken in den Vertragshäfen zu errichten, so werden dadurch die Exportchancen der anderen Mächte, wenn sie auch infolge der Meistbegünstigungsclausel ebenfalls Fabriken errichten dürfen, herabgemindert. Zunächst dürfte die englische Baumwollenindustrie in Manchester und Bombay die unbequeme Concurrenz empfindlich verspüren; und je weiter die japanische Industrie fortschreitet, desto schwieriger wird es auch den anderen Exportstaaten werden, den Kampf mit der japanischen Concurrenz aufzunehmen.

„Wie meinen Sie das, Ilija Andrej?"

„Sie verstehen mich sehr gut, mein schönes Kind, und doch fragen Sie? — Aber jede Erörterung in dieser Sache ist zwecklos, für mich ist die Stunde des Handelns gekommen. Mich ekelt das Thun und Treiben in dieser Welt an, Alles, was man erblickt und wohin man sieht, ist verfehlt und verloren, ist werth, daß es zu Grunde geht!"

„Oh, mein Gott, ich wußte immer, daß sie sich erschießen würden, Ilija Andrej Matscherskoff!"

Lidia begann zu schluchzen. Erstaunt starrte sie dieser einen Moment an, dann zuckte er die Schultern. Selbst die Möglichkeit, daß sie die Einzige sei, die eine Ahnung davon haben könnte, welches Verbrechen er beging, ließ ihn kalt.

„Ich habe die Pläne Stepan Wassilitsch Romanskoi's durchkreuzt und werde auch diejenigen der Darja Alexandrowna durchkreuzen", sagte er finster und blickte ihr forschend in die Augen, weil er wissen wollte, ob sie dieses halbe Geständniß verstanden. Ja, er empfand sogar ein unbezähmbares Verlangen, ihr rückhaltlos zu sagen, daß er seinen Onkel ermordet. — Schon sinnt er nach Worten, in die er ein solches Geständniß kleiden könnte, aber er kann diese Worte nicht finden. Heiliger Gott, wie schwer ist es nicht, gerade ihr ein solches Geständniß zu machen!

„Sie haben einen heimlichen Kummer, Ilija Andrej, und es ist schrecklich, zu sehen, wie dieser Kummer Sie aufreibt", fuhr Lidia fort, „aber ich kenne jetzt Ihr Geheimniß."

„Wirklich? — — Und Sie haben Muth genug, sich ganz allein hierher zu wagen? — Ich sehe, Sie tragen sogar noch meinen Ring!"

„Sollte ich nicht? — Sie gaben mir ihn und eine Tschierwanewna bricht nie ihr Wort. Aber warum haben Sie das gethan? Ich fürchte mich vor dieser Heirath, und jetzt, nach dem Tode des gütigen Fürsten, ist mir der Gedanke schrecklich, Ihre Frau werden zu müssen. — Ja, ich sage es Ihnen frei heraus, dennoch werde ich Ihnen zum Traualtar folgen, sobald Sie es verlangen."

„Und Sie kennen sogar mein Geheimniß?"

„Sagte ich es nicht", rang sie hervor und war bleich geworden, „aber ich fürchte mich vor diesem Geheimniß nicht so sehr, wie vor der Hochzeit. Ich will Alles thun, um Ihren Kummer und Ihre Sorgen zu beschwören. Nach dem Tode des Fürsten sind Sie an die Verlobung gar nicht mehr gebunden, und wenn Sie es wünschen, gebe ich Ihnen gern wieder den Ring zurück, selbst wenn meine Großmama diesen Schritt nicht billigen sollte."

Wie nahe Sie mir rückt! sagte sich Ilija Andrej, und seine Blicke sogen sich fest in ihrem lieblichen Angesicht.

„Noch in dieser Nacht dachte ich, es sei unmöglich, daß irgend ein Mensch in der Welt mein Geheimniß kennt, und nun wissen Sie es bereits."

„Oh, Sie irren sich, selbst Sofia Andrejewna neigt der Ansicht zu, daß Sie eine Frau haben! — Die Großmama glaubte sogar, daß Sie mit ihr nach dem Tode des Fürsten auf Reisen gegangen seien. — Gewiß kommen Sie jetzt zurück. Ich fühle, daß ich das Hinderniß Ihres Glückes bin, und warum nehmen Sie mir den Ring und die Kette nicht ab, die mich an Sie fesseln und so grenzenlos unglücklich machen?"

Eifersucht ist das nicht, sagte sich Ilija Andrej, nein, sie ist so offen und ehrlich wie Michael! Seine Lippen kräuselten sich bei dem Gedanken an das Geheimniß, von dem sie ihm da sagte. Ach, wenn er weiter kein Geheimniß hätte! — Er ergriff auf einmal ihre Hand, küßte sie und rief aus mit bewegter Stimme:

„Welche Perspective zeigt mir das Dasein und welche Menschen lerne ich kennen, jetzt, wo es zu spät ist!"

Wie meint er denn das wieder? — fragte sich Lidia und sah ihm rathlos in die räthselhaften Augen. Dabei empfand sie die Lust, ihm Alles zu sagen, was sie auf dem Herzen habe, einerlei, ob er sie verstände oder nicht.

„Geben Sie mich frei, Herr Graf, stellen Sie mir einen Schlitten zur Verfügung, damit ich nach St. Petersburg zurückkehren kann. Ich möchte frei sein, frei von allen Fesseln, und selbst meiner Großmama nicht mehr leibeigen sein. Ich habe Muth genug, selbst meine Wege zu ebnen wie ein Mann. Warum sollte ich mir nicht selber angehören dürfen? Schon dreimal stand ich auf dem Puncte, aus dem Hause der Großmama zu desertiren, um nach Paris oder Berlin zu flüchten. Wie gerne möchte ich mit einer Existenz bei Wasser und Brod zufrieden sein, wenn ich mir nur selber angehören darf und nicht mehr befürchten muß, heute oder morgen, wie eine Sclavin, da oder dort hin verkauft zu werden."

„Sie hassen Ihre Großmama, wie ich meinen Onkel haßte. Arme Lidia!"

„Nein, Herr Graf, wie könnte ich sie hassen, — gewiß nicht! — Aber ich beklage sie, weil sie kein Herz hat. Auch steht ihr Geist nicht mehr auf der Höhe, um die ganze Tragweite ihrer Handlungsweise übersehen zu können. Darum muß ich für mich selbst handeln. — Sie sagten vorhin, daß Sie die Absichten der Großmama durchkreuzen wollten? Wie soll ich das verstehen? Oh, wenn Sie wüßten, wie schwer Sie zu verstehen sind!"

„Bin ich das? Nun gut, ich werde mir Mühe geben, verständlicher zu sein. Die Pläne Ihrer Großmama waren mit dem Tode meines Onkels Stepan Wassilitsch durchkreuzt, schon damals war ich nicht mehr Ihr Bräutigam."

„Sie geben mich frei?" jauchzte Lidia auf.

„Ich besitze gar nicht mehr Ihren Ring. — Die Komödie unserer Verlobung ging ich nur ein, weil ich keine Möglichkeit vor Augen sah, ihr zu entwischen. Aber Sie bleiben Braut, Lidia, Sie sollen die schönen Pflichten eines Weibes in jeder Beziehung erfüllen. Ich habe einen Bruder, einen wirklichen leiblichen Bruder, und an den trat ich ihren Ring ab, Sie sind seine Braut."

Die helle Empörung flammte in Lidia auf, ihre Wangen färbten sich dunkelroth. Mit verhaltenem Athem blickte sie den Räthselhaften an.

„Und Sie glauben, Herr Graf, daß ich mich verschachern ließe, willenlos von einer Hand in die andere wandere?"

„Sie werden billigen, was ich gethan, und nicht nur Sie, nein, auch Darja Alexandrowna kann mit dem Handel zufrieden sein, wenn ich Ihnen sage, daß mein Bruder niemand Anderes ist als Michael Jasmorin."

Ilija Andrej war auf einmal so bewegt, daß er das Gesicht abwandte und rasch ans Fenster trat, durch das der junge Tag seinen Einzug hielt. Wie versteinert stand Lidia da und blickte ihm nach. Sie sah, wie er die Stirn an die Fensterscheibe drückte, wie seine ganze Gestalt gebeugt war wie die eines Greises. Es lag ein Etwas in seinem Wesen, das es ihr gerade jetzt unmöglich machte, das, was ihr auf den Lippen schwebte, ihm zuzurufen.

„Du treibst mit mir Deinen Spott," flüsterte sie in sich hinein, „aber Du wirst sehen, was ich zu thun fähig bin, Du sollst von mir hören, Ilija Andrej Matscherskoff!"

Sie streifte den Ring vom Finger und schleuderte ihn in das Zimmer hinein. Durch das Geräusch aufmerksam gemacht, wendete der Graf sich vom Fenster, sieht den glitzernden Ring auf dem Teppich liegen und staunt dann Lidia, die er jetzt ebensowenig verstehen konnte, wie sie ihn, an.

Rasch bob er den Ring vom Boden auf und trug ihn ihr, die das Zimmer verlassen will, nach. Lidia wendet sich um, sieht, daß dem Unbegreiflichen Thränen in den Augen stehen, und erschrickt vor diesen Thränen.

„Ich nehme den Ring nicht, der mir schon so viel Qualen verursacht", rief sie aus und schien sich vor ihm und seinen Thränen zu fürchten, denn auch in diesen Thränen lag etwas Herbes und Kaltes, „ich fühle mich nun frei und werde meine eigenen Wege gehen. Versuchen Sie es, meine Großmama zu trösten, denn von dieser Stunde ab trenne ich mich von ihr für immer. Leben Sie wohl, Ilija Andrej."

„Man hat Sie so weit gebracht, meine theure Lidia, daß Sie gar nicht mehr daran glauben können, daß es noch Menschen geben kann, die es mit einem andern gut meinen! — Wie nahe stehen Sie mir gerade jetzt und wie gewaltig habe ich mich in Ihnen getäuscht. — Aber ich bin gar nicht geschaffen, die Rolle eines armen kläglichen Sünders spielen zu können, ich denke gar nicht daran, Ihr Wohlthäter zu sein. Es ist mir lieber, wenn Sie mich verachten und fürchten, als daß Sie sich verjucht fühlen, mich zu bemitleiden, weil mich das allein nur aufrichten kann, mich mit meinem Geheimniß, von dem Sie keine Ahnung haben. — Wenn ich Sie bitte, diesen Ring nicht nur zu nehmen, sondern ihn auch hoch und heilig zu halten, so geschieht das im Namen meines geliebten Michael. Was hat er Ihnen gethan, daß Sie ihn zurückstoßen wollen? Was die Welt Schönes und Gutes bieten kann, das gönne ich Ihnen und ihm. Baut ein Glück auf, zum Gleichniß für andere. Die Bausteine liegen bereit, Sleket gehört meinem Bruder Michael."

„Wer Sie verstehen könnte, Ilija Andrej Matscherskoff, Sie sind ein Buch mit sieben Siegeln. — Nur so viel errathe ich, daß Sie die Bekanntschaft des Herrn Michael Jasmorin gemacht. Wäre es möglich, daß Sie in seinem Namen sprechen?"

„Und wenn es so wäre?"

Lidia preßte die Hand auf's Herz und athmete mühsam. „Ich weiß nicht, was daraus werden soll, aber ich weiß, daß ich den Ring in diesem Falle nehmen will. Doch kann und will ich ihn nicht eher tragen, als bis Michael Jasmorin ihn mir selber an den Finger steckt."

„Damit ist meine Aufgabe gelöst", sagte Ilija Andrej zurück, „das Blut meines Onkels hat doch noch ein Lebensglück gegründet! Darin liegt für mich eine Welt voll Trost. Ich bin nun fertig. Was noch zu folgen hat, liegt in diesen Couverts eingesargt, und Sie, meine liebe Lidia, werden dafür sorgen, daß diese Briefe an ihre Adresse befördert werden."

Er hatte Lidia den Ring ausgehändigt, trat nun an den Schreibtisch, auf dem die Lampe immer noch brannte, und nahm die Briefe in die Hand. Er schien sich auf einmal wieder in Betrachtungen zu verlieren.

In diesem Augenblicke kam Natascha, ein rothes Seidentuch um den Kopf geschlungen, ins Zimmer herein.

„Darja Alexandrowna, meine gütige Herrin, ist so unruhig. Sie läßt sich erkundigen. Auch steht der Thee bereit. Wenn der Herr Graf Ilija Andrej unwohl ist, dann will sie sich durch Grischa Fidimitrestkoff hierher tragen lassen. Ich will aber davon nichts wissen, denn Grischa ist betrunken, und wie leicht könnte alsdann ein Unglück geschehen!"

Graf Matscherskoff händigte jetzt die Briefe an Lidia aus.

„Wir sprechen noch über diese Briefe, nun aber, bitte ich, gehen wir zu Darja Alexandrowna, ich habe ihr einige wichtige Mittheilungen zu machen."

Schweigend schritten die Zwei neben einander her auf den Corridor hinaus. An der Treppe angekommen, händigte sie der nachgebeugten Natascha die drei Briefe mit dem Wunsche aus, sie auf ihr Zimmer tragen zu wollen. Ilija Andrej sah ein, daß Lidia die Großmama diese Briefe nicht sehen lassen will, und nickt ihr zustimmend entgegen.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB
Wir führen Wissen.